

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gott zum Gruss!

[urn:nbn:de:bsz:31-341005](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341005)

Gott zum Gruss!

I.

Der Sommer im Leben der Natur.



vor zwei und dreihundert Jahren, als in der Welt Vieles anders stand als in unsern Tagen, Manches besser, Manches aber auch schlimmer und viel schlimmer als jetzt, da kam es nicht selten vor, daß Maler und Zeichner, die eben nicht zu den Meistern zählten, bei ihren Malereien und Zeichnungen hinzuschrieben, was sie eigentlich darstellen gewollt hätten. Hatte einer eine Tanne, einen Fgel, einen Leuen gezeichnet oder zeichnen wollen, da schrieb er dazu, das ist eine Tanne, ein Fgel, ein Leu, damit nicht etwa die Tanne für ein Pfirsichbaum, der Fgel für ein Wildschwein oder der Leu für ein Hausmops angesehen würde. Wer aber so etwas unsern Malern und Zeichnern, wer so etwas meinem Kalenderzeichner zumuthen wollte! Ja, das verjuch' ein Anderer, ich möchte es nicht wagen! Unsere Künstler sind eben fest überzeugt, daß, was sie im Bilde darstellen, allweil sonnenklar und leicht begreiflich ist, ja daß ihre Bäume und Thiere eigentlich natürlicher seien, als die, welche in Gottes freier Natur wachsen. Doch wahr ist wahr! Sie verstehen es jedenfalls besser als ihre Brüder vor zwei und dreihundert Jahren. Schauen wir nur das erste große Kalenderbild an: Was das im Ganzen und Großen sein soll, versteht und begreift ein Jeder. Die Leute auf der untern Hälfte sind offenbar mitten im „Heuet“, im Sommer, darum ziehen sie aus, auf die Wiesen und Fluren mit Sense und Rechen und Gabeln, mit Roß und Wagen. Daß es eine durstige Jahreszeit sein muß, scheint auch aus mancherlei Andeutungen hervorzugehen: den Enten ist es so wohl im Teiche, der ledzende Thürhüter trinkt ganz unschuldig aus dem Brunnenrog; auch der Handwerksbursche auf der Wanderschaft rastet ein Stündlein und nimmt mit einem Glas Lauterbacher vorlieb, obwohl er sehnüchtig und schmachtend nach den Zechern im nahen Gartenhaus hinüberschielte. Was endlich die Anna Kathrine mit dem leeren Bierkrügen will, wird der Leser wohl selbst auch errathen und denken, wenn nur noch viel im Fäßchen ist, denn um einen ehrlichen deutschen Sommerdurst zu löschen, braucht es viel Raß.

Steigen wir auf dem Blatte aufwärts und schauen das Bild auf dem schmalen Streifen an,

da sehen wir in den dunkeln Waldesschatten hinein. Was ist im Hochsommer, während draußen die Sonne sengt und brennt, schöner und lieblicher als der Wald?

Im Walde,
Da ruhet der Hirsch in dem Moose,
Da flüstert der Vögel Gefolge,
Da lispeln die Winde
Durch die Blätter so lüde.

Im Walde,
Da träumt der Tannenbaum
Den schweren Mittagstraum,
Und Epheu und Schlehdorn rufen sich zu
Die Liebesgrüße in seliger Ruh:
O Waldesruh, o Waldesruh,
Wie unaussprechlich lieb bist du!

Aber jetzt, Kalendermacher, sag' an, was soll der grimme Mann droben bedeuten? Da hat dein Zeichner die Sache denn doch nicht sonnenklar hingestellt. Um sein Haupt geht ein Kranz von Flammen und unter seiner Hand bändigt er einen noch wunderlicheren Rauz mit Fledermausflügeln und aufgedunsenen Bausbaden, ein Anderer schläft zur Linken, der gar noch Blitze in der Hand trägt? Das ist nun eigentlich die Hauptsache auf dem ganzen Blatte, und der Künstler will in diesem Bilde das darstellen, was wir andere Menschenkinder Juni, Juli und August nennen und was diese drei Monate uns Gutes und Schönes und Liebes spenden und geben, aber auch Böses, Schreckliches und Unheilvolles androhen, — kurz der Mann droben ist der Sommer, der heiße Sommer, der durch Licht und Wärme der lebenden und leblosen Natur Fruchtbarkeit und Gedeihen und Reife gibt, der auf Gottes Geheiß und Anordnung das Gras auf den Wiesen, das Korn auf dem weiten Felde mit seinem Flammenkranze, mit seinen Lichtstrahlen wärmt und durchglüht und zeitigt, bis in der Zeit der Ernte der Bauer mit Sense und Rechen, der Schnitter mit Sichel und Gabel ausziehen, um reichen Lohn für die Arbeit im Herbst und Frühling und reichen Segen von Gottes Güte einzusammeln. Würde aber der Sommer uns nur eben den Weizen reifen und uns das Brod geben, der Herbst dann Aepfel und Trauben auskochen und uns Most und Wein zum Brod aufstischen, so würde uns der Wechsel der Jahreszeiten viel zu verquüg-

lich vorkommen, und die Menschen würden viel zu lustig. Darum muß der liebe Gott als guter Familienvater neben der Befehrerung die Ruthe der Zucht seinen Kindern zeigen; darum sehen wir auch neben dem leuchtenden und glänzenden Sommer zwei andere unheimliche Gestalten, welche die schlimmen Seiten des Sommers sinnbilden: den Sturm und den Blitz. Die Kraft und Macht des Sommers kann sich ansammeln und im Ungewitter, im Sturm, im Orkane, den der Bausbadige anbläst, entladen, und über die Saatsfelder und die Bäume dahinaufschütten, an denen der Segen des Sommers und die Hoffnung des Herbstes hängt. Oder die Gluth und Wärme des Sommers kann zum Blitze werden, der fast so schnell wie er fällt, Haus und Hof des Familienvaters in Asche legt und die Arbeit, den Erwerb, den Segen von vielen Jahren vernichtet. Das sind die Zuchtruthen, die Drohungen, welche Gott dem segenspendenden Sommer beigegeben, um uns Mäßigung, Furcht vor Gott, Ergebung in seinen heiligen Willen und Demuth zu lehren. Und wie das Kind den Vater bittet, die Ruthe zu verbergen, so sollen wir auch den göttlichen Familienvater bitten, daß Er den Sturm händige und den Blitz einschläfere, damit sie nicht Schaden bringen, gleichwie mein Zeichner in so gutgemeinter Weise es gemacht hat.

„Da haben wir's, der neue Kalendermann kommt auch, wie sein seliger Vorgänger, gleich in den Predigerthon hinein!“ — So lassen wir das, und schauen noch auf dem Bilde nach rechts und links: da haben wir vor uns den Sommer auf dem Gebirge, wie wir ihm unten im Thale begegneten.

Zum Sommer auf unsern Bergen gehören seit Jahren unabweislich reisende Engländer, Franzosen und Amerikaner einerseits, Geißen und Viehheerden andererseits, dort ein Fremdenführer mit dem langen Reifestock an der Spitze, hier der Geißhirt mit dem Büchel und die Sennerin mit der Milchbütte auf dem Rücken. Während drunten in Stadt und Land die Reichen und Großen ihre Paläste und goldenen Häuser so eiferfüchtig den Armen verschließen, öffnen da droben der Hirte und Senn ihre Hütten und lustigen Wohnungen gastlich den vornehmen Fremden. Freilich diese Fremden zahlen gut und prompt und bringen Geld in's Land, aber das wahre Glück, das auf Zufriedenheit mit seinem Stand und Loos beruht, das bringen sie trotz ihrer fremdländischen Moden und Trachten, trotz Seide und Sammt, trotz aller der klingenden Münze nicht in's Land. Es sind eben Sommervögel, die wie die andern, welche in der Luft herumfliegen, durch glänzende Farben, durch ein leuchtendes Gewand glänzen und blendend und verführen, und zuletzt lehrt doch die Erfahrung, daß diese Farben und dieser Goldglanz nur — Staub sind. Und so ein Geißhirt und eine Sennerin, die bei ihrem Stand und Beruf bleiben, haben zwar einen lang-

samern aber sicherern Erwerb und sind vergnügter als der Fremdenführer und alle die, welche die reichen Gäste in Hotels und Bädern auspumpen und fremde Tracht, fremde Moden, fremde Gesinnung, fremde Bedürfnisse annehmen und erlernen.

Aber was suchen denn alle diese Engländer und Franzosen auf unsern Bergen? Frägt du sie, so kommen Alle, um die herrlichen Naturschönheiten zu bewundern, die blauen Seen, die grünen Matten, die sonnigen Weiden, die silbernen Eisberge, die vom Morgen vergoldeten, vom Abendhauch unspinnenen und umflorten Felszinnen und Bergkuppen, die jähen Schluchten und die stürzenden Wasserfälle, — das kommen sie zu sehen. Das Eine nennen sie romantisch, das Andere idyllisch, Dieses großartig, Jenes entzückend und bringen die Fernröhre gar nicht mehr vom Auge weg und lassen sich auf die langen Stäbe die Namen aller dieser herrlichen Dörter einbrennen. Armer Geißhirt! da gehst du alle Tage an diesen Felsen und Schluchten vorüber, schaust alle Tage der Sonne Auf- und Niedergang, siehst alle Tage auf die Herrlichkeiten im Thale, und hast nicht gewußt, daß dies romantisch, idyllisch, entzückend ist! Nun der Geißbub hat dies nicht gewußt, das ist wahr, aber wenn er droben auf dem Berge am Morgen oder Abend da saß und hinab in's Thal, hinauf in die Firnen, hinaus in die Welt sah, und wenn es ihm so unsäglich wohl war, daß ihm sein Herz aussprang in der Brust und er aus vollem Herzen aufjauchzte und aufjubelte, was war denn das? Er fühlte in dem Augenblicke, wie herrlich und entzückend der Sommer im Gebirge ist, und dieses zu fühlen ist unendlich mehr als dieses bloß zu wissen. Die Fremden wissen, daß diese oder jene Aussicht schön ist, weil ihr rothes Buch es ihnen sagt, aber die Großzahl fühlt es nicht, weil sie nur zu oft mit einem kranken Herzen aus fremden Ländern kommen, der Geißhirt aber mit seinem unverdorbenen Herzen fühlt die Schönheit dieser Wunder der Schöpfung, in denen ein Strahl der ewigen Schönheit Gottes wohnt, und darum ist ihm so unsäglich wohl. Darum lobe ich mir auch — den Geißbuben? — nein! aber das gesunde, frische, reine Herz und alle Diejenigen, die ein solches in ihrer Brust tragen; sie wissen und fühlen, wie schön der Sommer ist im Thal und im Gebirge!

Der Sommer im Leben der Kirche.

Ein Sommer ohne Gluth und Hitze ist kein Sommer, so wenig als ein Sommer ohne Ernte, ohne Korn und Weizen. Die beiden Hauptmerkmale des Sommers im Leben der Natur sind demnach Wärme und Ernte, oder Feuer und Brod, denn vom Feuer kommt die Wärme, vom Weizen das

ind veron
ie, wold
en anbr
frende
und eler
Engländer
igt du in
aturlich
e grünen
rnen Eise
n Abend
n und Be
die für
sehen. Z
ndere d
und bring
weg und
n aller
Geistlich
und Schla
me Auf: m
Herrlich
h dies von
der Geist
aber wenn
der Abend
die Firm
ihm so
aufspran
n aufja
Er fühl
entsünd
zu fühl
wissen. D
Ausficht
ngt, aber
ur zu oft
Ländern
unverdor
nder der
gen Sch
so unlä
den Gei
reißt, un
lches in
en, wie
ebirge!

Kirch.

Kirch
ohne
auptmerk
sind dem
Brod, dem
Weizen



Der Sommer im Leben der Natur.

Gedr. Denzinger in Einsiedeln.



Der Sommer im Leben der Kirche.

Gehr. Benziger in Einsiedeln.

Pro
Con
eine
tige
liche
von
Ete
geht
ein
Din
delb
wied
kath
allg
in
Neb
wir
wie
Con
Nor
auch
feld
Geb
und
die
das
Nati
girt
den
derba
ensj
Gott
Kirch
jegen
N
anfehe
Gau
fud:
Feuer
der hi
Erlöse
men,
Christi
und be
die un
und d
Lübe
brennt
der Kir
so lan
alle Je
Wingit
igen
W
und da
Bluthe
Feuer

Brod. Nun denn, gibt es auch einen ähnlichen Sommer im Leben der Kirche?

Wenn man beweisen will, lieber Leser, daß es einen Gott, einen allweisen, allgütigen, allmächtigen Gott gebe, da weist man hin auf die herrliche und wunderbare Ordnung im ganzen Weltall, vom kleinen Würmchen im Staube bis hinauf zum Sternbild, das in unermesslichen Bahnen seine Wege geht; man weist hin auf die wunderbare Uebereinstimmung, die unter den unzählbaren Wesen und Dingen besteht, auf die ewig gleichen und unwardelbaren Gesetze, die sich in allen diesen Dingen wiederfinden. Nun denn, lieber Leser, ist unsere katholische Kirche auch ein Werk dieses allweisen, allgütigen und allmächtigen Gottes, so müssen wir in dieser Kirche eine ganz ähnliche Ordnung und Uebereinstimmung finden wie im ganzen Weltall, wir müssen ähnliche Gesetze in der Kirche antreffen, wie im Leben der Natur. Und hat die Natur einen Sommer mit Wärme und Gluth, mit Ernte und Korn, so muß die Kirche einen ähnlichen Sommer auch haben, wenn sie von Gott kommt. Einen solchen Sommer hat sie. Und ich will hier meinen Gedanken ganz aussprechen: für einen der besten und unumstößlichsten Beweise, daß unsere Kirche die wahre Kirche Gottes ist, hielt ich immerfort das, weil sie so wunderbar mit dem Leben der Natur, mit den Gesetzen, nach denen die Welt regiert wird, übereinstimmt, weil sie so wunderbar den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, so wunderbar der Natur und dem Wesen des Menschen entspricht. Das beweist eben, daß ein und derselbe Gott die ganze Natur, das ganze Weltall und die Kirche gemacht hat, weil sie alle von demselben Gesetzen geleitet werden.

Nun müssen wir bloß das zweite große Bild ansehen, um sogleich zu verstehen, wo die zwei Hauptmerkmale des Sommers im Leben der Kirche sind: Wärme und Ernte, Gluth und Brod. Das Feuer im Sommer der Kirche ist jenes Feuer, das der himmlische Vater auf Bitten unsers göttlichen Erlösers vom Himmel gesendet, es sind die Flammen, die am ersten Pfingstfeste nach dem Tode Christi über den Häuptern der göttlichen Jungfrau und der Apostel erschienen; es ist jene Gnadenwärme, die uns in der heiligen Firmung mitgetheilt wird, und die unsere Herzen durchglühen soll mit der Liebe Gottes. Dieses göttliche Feuer glüht und brennt vor Allem in unauslöschlichen Flammen in der Kirche Gottes bis an das Ende der Zeiten, weil so lange der heilige Geist bei ihr bleibt, wie uns alle Jahre beim Eintritt der Sommermonate das Pfingstfest, dies Kirchweihfest der ganzen katholischen Kirche, daran erinnert.

Wie in der Natur die Wärme und die Gluth und das Feuer der Sonne Wachsthum, Gedeihen, Blüthe und Fruchtbarkeit gibt, so beruht auf diesem Feuer des heiligen Geistes, das in der Kirche, in

ihren Vorstehern, in ihren Priestern und in den Herzen der Gläubigen brennt, auch das Wachsthum, die Macht, die Blüthe, die segensreiche Wirksamkeit, die Unfehlbarkeit der heiligen Kirche; denn dies Feuer ist Licht und Wärme: Licht in allen Zweifeln, Licht in allen Wirrnissen dieses Lebens, und Wärme, heilende und belebende Wärme, wenn die Kälte der Laueheit und der Frost des irdischen weltlichen Sinnes in der Kirche und ihren Dienern die Liebe Gottes zu ersticken droht.

Doch Licht und Wärme genügen der Seele so wenig als dem Körper; wie dieser braucht jene ihre Nahrung, ihr Brod. Dieses Brod der Seele ist die heilige Hostie, die der Priester in der Monstranz herumträgt.

Zu den schönsten Festen des Jahres gehört das Frohnleichnamsfest, weil es wie wenig andere ein religiöses Volksfest im schönsten Sinne des Wortes ist. Die hohen Kirchenfeste Ostern, Pfingsten, selbst Weihnachten, wie erhabene Lehren und Wahrheiten sie uns auch versinnlichen, sind dies in weit geringerem Maße, weil sie eben nur Lehren und Wahrheiten verkünden, das Frohnleichnamsfest dagegen uns eine göttliche Wahrheit in sichtbarer Gestalt vorführt, Denjenigen, der am Weihnachtsfest als Kind in der Krippe liegt, zu Ostern siegreich vom Tode aufersteht, am Pfingstfest den heiligen Geist uns sendet. Mehr noch! Das Frohnleichnamsfest spricht auch deswegen mehr zu unserm Herzen, weil es uns an das geistige Brod erinnert, das uns zum Leben der Seele gegeben ist, wie das leibliche Brod zum Leben des Körpers. Wer ist so arm in dieser Welt, daß ihm zur Nothdurft des Leibes nicht eine mildthätige Hand ein Stücklein Brod reichte? Wer ist der Seele nach so arm und verlassen, daß ihm dies himmlische Brod und damit der höchste Trost nicht gereicht wird, wenn er will? Wäre dieses himmlische Brod uns nicht gegeben, dann wären unsere Altäre leere Schaugerüste, unsere erhabensten Sacramente und gottesdienstlichen Handlungen leer; Zeichen, dem Kinde fehlte der schönste Tag in seinem Leben, die erste heilige Communion, dem Sterbenden der Trost, der ihm allein bleibt, wenn sonst keiner mehr sich bewährt, die letzte Wegzehrung; es fehlte dem Menschen in allen Lagen und Schicksalen dieses Lebens ein Unterpfeiler eines ewig glückseligen Lebens, die Hilfe in allen Anliegen des Leibes und der Seele, die Hoffnung in der Hoffnungslosigkeit, der Reichthum in der Armuth, — nämlich ein Gang zum Tische des Herrn.

Ja, das mag wahr sein, — aber warum denn diese Prozessionen und Umzüge, diese Wimpel und Fahnen, diese Kränze und Guirlanden, warum überhaupt diese Aeußerlichkeiten? muß man Gott nicht im Geiste anbeten? Diesen Einwurf macht mir kein katholischer Leser, sondern Einer, der zu den „Alten“ gehört. Nun denn, du, der du Gott im Geiste anbetest, was thust du, wenn du im

Herzen recht böse bist? Da faltest und runzelst du die Stirne und machst große, feurige Augen. Und wenn du heiter und aufgeräumt bist? da lachst und scherzest du, singst und jubilirst. Und wenn du traurig bist? da schließt du das Auge und machst eine düstere Stirne. Nun sag', du Heuchler, soll es die Kirche anders machen? Ein neuer Beweis, daß sie die wahre Kirche ist: sie entspricht der Natur des Menschen und seinen Gefühlen und folgt den Gesetzen, denen alle Menschen unbewußt folgen. Wenn sie trauert, wie am Charfreitag, da zeigt auch sie ein trauriges Antlitz, statt Wimpel und Fahnen wehen zu lassen, statt Guirlanden und Kränze zu flechten, rüstet sie ein Grab auf, verhüllt mit Grabtüchern den Schmuck der Altäre und statt feilicher Gesänge wiederhallen die dumpfen Trauerlieder. Aber kommt ein Festtag, der nur Freude und heilige Lust wecken kann, soll dann die Kirche auf ihrem Antlitze keine Regung zeigen, wie ein todttes Bild gefühllos bleiben? Aber das wäre ja Unnatur, Freude im Herzen fühlen und sie nach Außen nicht zeigen. Und Einer, der da meint, die Kirche und der Christ mit ihr sollen die Trauer- und Freudenfeste, die Buß- und Sühnungstage feiern ohne äußere Zeichen, ohne äußeres Gepränge, die verlangen etwas ganz Wibernatürliches. Weil sie in ihrem Herzen nichts fühlen, darum zeigen sie auch nach Außen keine Nührung, beweisen aber gerade dadurch, daß sie die Feste der heiligen Kirche recht geistlos und herzlos feiern, weil sie eben nichts fühlen und empfinden. Wenn Christus sagte, man solle Ihn im Geiste anbeten, so verurtheilte Er damit nur das bloße äußerliche Lippengebet und die Scheinheiligkeit der Pharisäer. Unsere „geistigen Anbeter“ sind eben nur umgekehrte Pharisäer, die das Innere nach Außen gekehrt, wie man einen Handschuh umkehrt. Jene wollten nach Außen gerecht erscheinen und die Unrigen wollen ihre ganze Gerechtigkeit im Innern verborgen haben, gerecht im Geiste sein, Gottesdienst im Geiste halten, im Geiste beten. Das will eben so viel heißen, wie jener Knecht es meinte, der, wenn er gewaltigen Durst hatte und nichts im Glase, sagte: „Ach! da muß ich halt im Geiste, in Gedanken, trinken!“ Lassen wir darum diese „Geistigen“ und folgen wir der heiligen Kirche, die uns nur lehrt, was unsern natürlichen Bedürfnissen entspricht. Und wie der durstige und ledzende Hirsch im Hochsommer nach der Waldeskühlung verlangt, so sollen wir auch nach Christus im heiligen Sakramente verlangen, weil Er die Erquickung, die Nahrung unserer Seelen ist, und wie dem Wanderer, der lange im Staube einhergegangen, ein Trunk kalten Wassers wohl thut, so gibt uns das Blut Christi in der heiligen Communion neue Kraft, neuen Lebensmuth in diesem nie versiegenden Borne der Gnade.

P. Gall Morel,
der selige Kalendermann.



ewiß gibt es unter den fleißigen Lesern des Einsiedler Kalenders wenige oder keine, die zu seinem bisherigen Verfasser nicht eine wahre Liebe und Zuneigung gefaßt hatten. Er zeigte eben so viel Herz für das gute katholische Volk, so viel echt christlichen Sinn, so viel Gemüth in seinen Geschichten und Erzählungen, so viel Frohsinn und heitere Laune in seinen Versen, so viel Witz in seinen Schürren und Anekdoten und Märchen, daß man den Mann hochschätzen und lieben mußte, auch wenn man ihn nie gesehen und seinen Namen nie ausgesprochen gehört hätte. Und doch, wer hat diesseits und jenseits des Meeres im katholischen Volke deutscher Zunge nicht schon von P. Gall sprechen gehört? Eine kurze Krankheit raffte gegen Ende des vergangenen Jahres den Seligen hin, und ich denke, es wird dem Leser lieb sein, etwas mehr vom Leben und Ende des Vereinigten zu vernennen; ja der Leser hat ein Recht darauf, seinen Kalendermann, wenn auch erst nach seinem Tode, näher kennen zu lernen.

Er wurde geboren in St. Fiden, bei St. Gallen, im Jahre 1803 am 24. März und erhielt in der heiligen Taufe den prophetischen Namen Benedikt. Durch seinen Vater, einen reichbegüterten Kaufmann, gehörte er einer sehr angesehenen, ursprünglich piemontesischen Familie an, so daß er einer sorgenfreien, glänzenden Zukunft entgegenging, und ihm, wie man sagt, das Glück schon in der Wiege zulächelte. Aber ein viel kostbarer Erbtheil, als das des Goldes ist, legten die Eltern in sein Herz durch eine echt christliche Erziehung. Besonders war es die Mutter, eine edle, fromme Frau, die über die Herzenssinnlichkeit ihres Lieblings wachte und alle schönen Keime und Anlagen in seiner Seele pflegte und hegte und groß zog durch mütterliche Liebe und mütterlichen Ernst. Die Mutter war recht ersinderlich, Alles zu diesem Zwecke zu benützen, die Familienfeste, wie Namens- und Geburtstage, besonders aber die Kirchenseste, vorab Weihnachten und St. Nikolaus. Noch in spätem Jahren erinnerte sich P. Gall mit Liebe und Freude, wie diese Tage benützt wurden, um zum Guten anzuregen, zu guten Vorsätzen den guten Willen und die ausdauernde Kraft zu geben. Darum hat er auch später die Mutterliebe und Muttertreue so innig und zart und dankbar besungen und gepriesen.

„Wohl Manches freut mich auf der Welt
Recht innig tief und wahr;
Doch Eines hab' ich auserwählt,
Das rührt mich wunderbar.
Sag' an, was dieses Eine sei:
'S ist Mutterlieb' und Muttertren'.